

Leon de Winter  
*Hoffmans Hunger*

**A**lles, was er jetzt besaß, seine Bilder, seinen Rang, seinen Status, würde er sofort eintauschen gegen eine einzige Nacht Schlaf. Früher war es ihm nicht bewußt gewesen, was der kleine Bruder des Todes für ein Segen war. Jahrelang war er einfach ins Bett gegangen und eingeschlafen, ohne zu wissen, daß das Erwachen die tägliche Quelle war, aus der er schöpfte.

Erwachen war Aufstehen vom Tod, und der Tod war dazu da, daß man den quälenden Rätseln des Lebens entweichen konnte. In den Träumen wurde das Schlimmste überstanden und das Schönste gefunden, aber auch ein Schlaf ohne Träume – das platte Nichts, die schlichte Leere – verlieh einem die Kraft, die grausame Wirklichkeit wieder zu ertragen.

Seit mehr als zwanzig Jahren konnte er nicht mehr schlafen. Am 6. September 1968 war Esther gestorben, Miriams Zwillingschwester. Esther war die erste Tochter, die er begraben hatte. Sechzehn Jahre später hatte er den Sarg mit Miriam ins Grab sinken lassen, am 12. September 1984.

Als ihm ein paar Monate nach Esthers Tod klar wurde, daß der Schlaf auf Dauer auszubleiben drohte, hatte er professionelle Hilfe gesucht, wie man heute sagen würde. Die Ärzte probierten alles an ihm aus, vom Placebo bis zum Killerrnedikament, aber der Schlaf blieb weg, jedenfalls der

Schlaf, den er gekannt hatte.

Er hatte vorher kaum Schwierigkeiten gehabt, sich von seinem Bewußtsein zu verabschieden, und mit Marlan in seinen Armen (»komm Löffelchen liegen«, sagte sie damals) hatte er jahrelang tief und kräftig dem Morgen entgegenschlummert. Tagsüber hatte sich seine Haut an Marlans Haut erinnert, und sein Bauch hungerte schon wieder nach der nächsten Nacht voll Wärme und Geborgenheit. Sein Geschlecht lag an ihrem weichen Hinterteil, seine Hände umschlossen ihre Brüste, seine Lippen ruhten an ihrer Schulter. Sie konnten sich gegenseitig mit einem Streicheln, mit einem Augenaufschlag beruhigen. Intellektuell verband sie wenig. Sie war in einem fernen Jahrhundert zu Hause, und er las Akten über Handelsförderung. In ihren Träumen hatten sie die Unschuld neugeborener Kinder erlebt.

Es hatte ein chemisches Mittel gegeben, das ihn betäubte und in einen Zustand versetzte, der schlafähnlich war, aber die Sicherheit, die ein natürlicher Schlaf vermittelte – man war da und gleichzeitig nicht da, eine merkwürdige vorgeburtliche Erfahrung – diese Sicherheit fehlte völlig. Der Schlaf, den dieses Mittel hervorbrachte, war karg und angsterzeugend, und man fühlte sich, auch wenn man *out and gone* war, nicht geschützt. Später hörte er, daß dieses Mittel vom Markt genommen worden war. Es gab Menschen, die davon in blinde Wut geraten waren, während sie schliefen, und angefangen hatten zu morden. Der amerikanische Hersteller mußte Schmerzensgelder in Millionenhöhe bezahlen.

Er hatte sich Morphin injiziert, aber der Schlaf, so wie er ihn früher gekannt hatte, war nicht kopierbar. Mit Opium entschwebte man in einen langgezogenen Traum voller Farben und Klänge, und die einzige Wirkung auf ihn war, daß

er sich der vielen Kilo Körpergewicht bewußt wurde, die er über diese Erde schleppte. Opium machte einen faul.

Der echte Schlaf erlöste einen auch von der eigenen Identität und vom eigenen Charakter. Nur Rudimente blieben übrig, während man- schlief, ein vages Bewußtsein von einer kreatürlichen Existenz, ohne die unmöglichen Paradoxe des menschlichen Geistes. Zwanzig Jahre war er nun schon ununterbrochen bei sich selbst zu Gast, und er hatte angefangen, den Gastgeber zu hassen.

Wodka und Hering waren. ein ideales Paar. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, einen dritten Hering zu verspeisen. Er biß in das zarte Fischfleisch und warf einen Blick in das Buch.

Hatte Spinoza einen gesunden Schlaf gehabt? Seine Sätze strahlten etwas aus, das vermuten ließ, Spinoza habe sich ungestörter Nachtruhe erfreut. Ein Mann, der solche Sätze schrieb, lebte im Einklang mit sich selbst.

Er las, daß sich Spinoza durch das *Nachdenken* über sein Streben nach dem höchsten Gut von den falschen Werten befreien konnte, die er bisher für richtig gehalten hatte. Spinoza kam zu der Einsicht, daß ihm sein Denkvermögen und seine analytische Fähigkeit das höchste Glück schon näher rückten; die Werte, die er bisher geschätzt hatte, zeigten ihre Falschheit, nachdem er ausführlich darüber nachgedacht hatte: »Das eine erfuhr ich, daß der Geist, solange er mit diesem Gedanken sich beschäftigte, von jenen Dingen« – den falschen Werten, begriff Hoffman – »sich abwandte und ernstlich über eine neue Lebenseinrichtung nachdachte. Das gereichte mir zu großem Troste.«

Weil Hoffman überhaupt nicht mehr schlief, war Nachdenken das einzige, was er in den Nächten tat, aber niemals

hatte er dadurch von einer neuen Lebensweise auch nur einen Schimmer bekommen. Im Gegenteil, das Nachdenken ließ Ekel und Bitterkeit in ihm aufsteigen, und er war neugierig, ob Spinoza mit seinen Behauptungen über die reinigende Kraft des Nachdenkens in den Augen eines Nihilisten aus dem zwanzigsten Jahrhundert (so sah Hoffman sich selbst) bestehen konnte.

Spinoza sagte weiter, daß »alles, was geschieht, nach ewiger Ordnung und nach bestimmten Naturgesetzen geschieht«, und es ging seiner Ansicht nach darum – darin lag offensichtlich das höchste Glück verborgen –, die Natur zu begreifen. Und zum Begreifen brauchte der Mensch nicht nur einen gesunden Geist, sondern auch einen gesunden Körper. Er blieb aber beim Thema:

»Vor allem muß ein Mittel erdacht werden, den Verstand zu heilen und ihn, soviel es im Anfange möglich ist, zu reinigen, damit er die Dinge glücklich, ohne Irrtum und möglichst vollkommen begreife. «

Hoffman schüttelte beim Lesen von soviel einfältiger Begeisterung bewundernd den Kopf. Der Philosoph konnte dies niemals in vollem Ernst gemeint haben. Er füllte sein Glas mit Wodka nach und las gleich weiter, weil Spinoza jetzt drei Lebensregeln formulierte, die dem Leser helfen konnten, einen verbesserten Verstand zu bekommen.

Als erstes, fand Spinoza, müsse man sich nach dem Fassungsvermögen des Volkes richten, damit das Ziel – Verbesserung und Reinigung – auch bestimmt erreicht werde. Dies war eine Regel, die für einen Lehrer galt, also für einen, der den verbesserten Verstand schon besaß; ein Anfänger wie Hoffman hatte wenig davon.

Die zweite Regel lautete: Wergnügen genieße man in dem Maße, als es zur Erhaltung der Gesundheit ausreicht.« Und Lebensregel Nummer drei hieß: »Man suche endlich nur so viel Geld oder andere Dinge zu erwerben, als erforderlich ist, um Leben und Gesundheit zu erhalten und die Landessitten, sofern sie unserem Ziele nicht widerstreiten, zu beobachten.«

Bevor die Schlaflosigkeit sein Leben durcheinandergebracht hatte, konnte Hoffman seine Neigung zur Maßlosigkeit sehr gut beherrschen. Hie und da ließ er sich hinreißen und trank eine Flasche Wein zuviel oder nahm einen doppelten Nachtisch, aber er war durchaus imstande, seine angeborene Gefräßigkeit zu zügeln, weil sein Leben mit Marian und den Zwillingen jede Form von Hunger stillte.